

P A N U D E R E C H - B E R E I T E T D E N W E G

Schriften der Gesellschaft für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit in Lippe e.V.

Band 10

Lebenswege
Lippische Juden in Israel

Bilder und Berichte

Fotos:

Hermine Oberück

Texte:

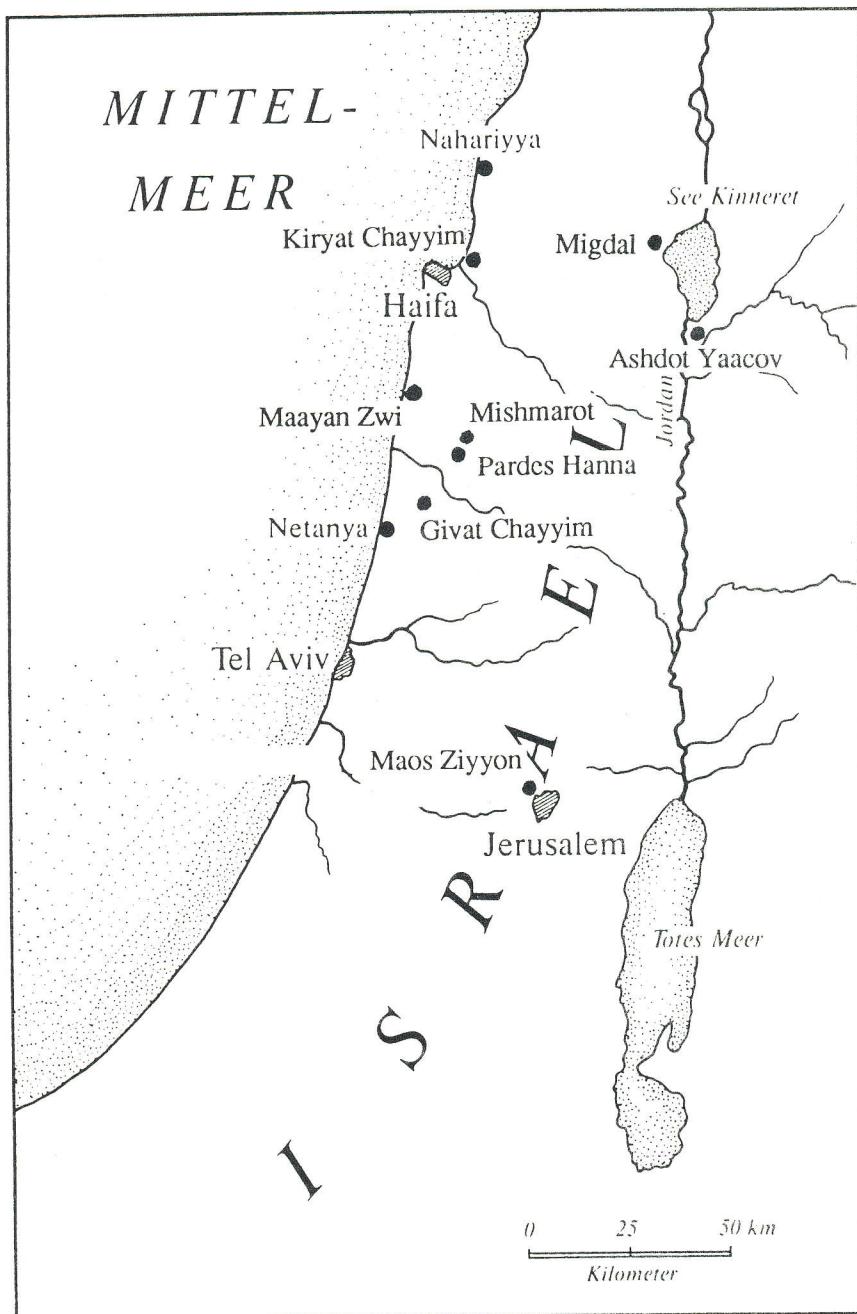
Ingrid Schäfer, Karl Heinz Schäfer

Karola Scharfenberg

Detmold 1993

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort	5
Orientierungshinweise zur Fünften Alija	8
Elieser Schleyer:	
Kurzbiographie.....	13
“Daß mein Bruder Otto zionistisch war und das auch ausgeführt hat, das hat die Familie gerettet”	15
Ursula Markus:	
Kurzbiographie.....	31
“Mein Massel ist gewesen, daß ich den Hitler gesehen habe”.....	34
Ruth Margalit:	
Kurzbiographie.....	45
“Aber hier weiß ich, es ist mein Land”.....	47
Karla Timna:	
Kurzbiographie.....	59
“Weil ich sozialistisch war und bin”	61
Gad Eschel:	
Kurzbiographie.....	78
“Die ganzen letzten Jahre waren eigentlich immer interessant”... <td>80</td>	80
Devora Backschizky:	
Kurzbiographie.....	99
“Ich lebe die Gegenwart, die Zukunft und weniger die Vergangenheit”.....	101
Uri Lev-Ron:	
Kurzbiographie.....	117
“Ich sah die Auswanderung weniger als Flucht, sondern als Aufgabe an”.....	120
Mordechai Gumpel:	
Kurzbiographie.....	138
“Nur die Unzufriedenheit mit dem, was man im Augenblick macht, das ist der Antrieb für neue, bessere Sachen”.....	141
Fotodokumentation	A 0 - A 64
Zeittafel	155
Literaturhinweise	160
Zu den Projektmitarbeiter/innen.....	162



Vorwort

Frauen und Männer, ehemals deutsche, lippische Juden, heute jüdische Israeli, berichten über ihren Weg nach und ihr Leben in Israel. Bedingungen, die zum Verlassen Deutschlands geführt haben, erhalten einen Stellenwert am Rande, im Mittelpunkt der Betrachtungen steht ihr Leben in der neuen Heimat Palästina/Israel.

Die Idee, über das Leben ehemals lippischer Juden in Israel zu berichten, entstand im Frauengeschichtsladen Lippe e.V., Detmold. Es war unsere erklärte Absicht, den Lebenswegen unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner unter dem theoretischen Ansatz der Geschlechtergeschichte nachzuspüren. Da wir davon ausgehen, daß die Wahrnehmung von Wirklichkeit bei Frauen und Männern unterschiedlich ist, entwickelten wir ein für beide gleiches Frageraster, um damit eine spezifische Deutung und Be-Deutung der Lebenszusammenhänge dieser Frauen und Männer zu erhalten.

Die Fotoausstellung steht als Dokumentation für sich, sie dient der Visualisierung der Lebenssituation von acht ehemaligen lippischen Juden, vier Frauen und vier Männern:

Devora Backschizky (Ilse Buchholz), lebt seit 1939 in Israel,
Gad Eschel (Gerhard Buchholz), seit 1940,
Mordechai (Herbert) Gumpel, seit 1939,
Uri Lev-Ron, (Rudi Heilbrunn), seit 1933,
Ruth Margalit, geb. Ehrmann, seit 1949,
Ursula Markus, geb. Examus, seit 1935,
Elieser (Ernst) Schleyer, seit 1939,
Karla Timna (Karoline Rülf), seit 1939.

Alle aufgeführten Personen sind als junge Erwachsene oder als Kinder nach Palästina/Israel gekommen. Nur drei von ihnen war es vergönnt, zusammen mit den Eltern diesen entscheidenden Schritt zu tun. Alle prägte die doppelte Aufgabe: den Aufbau und die Entwicklung des eigenen Lebens mit der Entwicklung des Landes Israel zu verbinden.

Die nachfolgenden Beiträge geben einen Teil des Interview- Materials wieder, das wir 1991 während eines Aufenthaltes in Israel zusammengetragen haben. Um eine weitgehende Authentizität herzustellen und die angesprochenen Personen selbst zu Wort kommen zu lassen, haben wir für die Bearbeitung die Interviewform beibehalten und die Beiträge jeweils unter das Leitmotiv einer Äußerung gestellt, die nach unserer Einschätzung die Person charakterisiert. In einer Kurzbiographie werden die wichtigsten Stationen und Daten der Lebenswege chronologisch festgehalten. Beides, Kurz-Biographie wie Interviewbeitrag, hat unseren Gesprächspartnern/innen vorgelegen. Eine Orientierungshilfe zur Fünften Alija und eine Zeittafel dienen der Information.

Alle unsere Gesprächspartner/innen waren nach ihrer Einwanderung mindestens für kurze Zeit in einem Kibbuz. Die für die meisten von ihnen wesentliche, ja prägende Lebenssituation "Kibbuz" wollen wir in einem weiteren Band in dieser Reihe am Beispiel der beiden Kibbuzim Maayan Zwi und Givat Chayyim Ichud darstellen.

Wir waren uns von Anfang an darüber im klaren, daß ein Oral-History-Projekt neben seiner Begrenztheit durch die ihm zugrundeliegende Fragestellung auch eine Einschränkung in der Personenzahl erfährt und Auswahlkriterien gefunden werden müssen. Für uns stand die Lebensform "Kibbuz" im Vordergrund. Wir wußten auch, daß dieses Projekt nur der Beginn einer Arbeit sein kann, die ihre Fortsetzung finden müßte, vielleicht auf einer anderen Ebene, mit anderen Fragestellungen und mit anderen interessierten Personen.

Als Perspektive haben wir aus den - ursprünglich nicht intendierten - Begegnungen mit der zweiten Generation, Kindern unserer Gesprächspartner/innen, den gemeinsamen Wunsch aller mit nach Hause genommen, auch mit ihnen ein Gesprächsprojekt durchzuführen.

Wir bedanken uns bei unseren Interviewpartnern/innen, die geduldig die Last der Fragen auf sich nahmen und den Prozeß des Erinnerns und Erzählens aktiv mit uns gestalteten. Viele Gespräche gingen weit über die vorgedachten Fragestellungen hinaus und ließen unseren "Arbeits"-Aufenthalt zu einer intensiven menschlichen Begegnung

werden.

Dazu gehörte auch eine Gast-Freundschaft, die uns selbst die kleinste Mühe der alltäglichen Versorgung abnahm.

Unser besonderer Dank gilt Cilla Heilbrunn in Pardes Hanna, die der Gruppe ihr Haus zur Verfügung gestellt hatte.

Wir danken der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit für die finanzielle Unterstützung und tatkräftige Mithilfe zur Realisierung des Projektes. Ebenso danken wir der Stadt Detmold, dem Landesverband Lippe und der Landeszentrale für Politische Bildung, Nordrhein-Westfalen, die mit namhaften Beträgen an der Ausstellung beteiligt sind.

Wir danken auch Brigitte Gläser und Anna Siekmann, die uns nach Israel begleitet und vor Ort unterstützt haben.

Hermine Oberück

Ingrid Schäfer

Karola Scharfenberg

Karl Heinz Schäfer

Elieser Schleyer

als Ernst Schleyer 1919 in Bösingfeld geboren, wo der Vater sich als Arzt niedergelassen hatte. Elieser ist der Jüngste von sieben Kindern. Der älteste Bruder Otto, Zionist schon als Schüler in Detmold, war der Initiator für die Auswanderung der Familie nach Palästina. Die frühe Hinwendung zum Zionismus hatte eine Wurzel in der antijüdischen Haltung in der deutschen Bevölkerung, die sich schon 1921 in offenen Belästigungen den Kindern gegenüber äußerte und immer stärker wurde. Elieser erinnert sich heute noch lebhaft an den Antisemitismus der Weimarer Zeit in Lippe. Im Gespräch werden viele Erinnerungen wieder wach, unter anderem auch diese: Als Elieser als Gymnasiast mit der Schule 1931 einen Ausflug zum Hermannsdenkmal machte, erfrischte sich die Klasse in dem dortigen Restaurant. Der Kellner erkundigte sich, ob Juden in der Klasse seien und überreichte ihm eine fingierte "Fahrkarte" nach "Palästina und nicht mehr zurück."

Otto war bereits 1933 mit seiner Frau nach Tiberias ausgewandert; bis zum Frühjahr 1939 folgten ihm nach und nach alle anderen Mitglieder der Familie. Elieser: "Daß mein Bruder zionistisch organisiert war und das auch ausgeführt hat, das hat die Familie gerettet." Der Vater war alles andere als Zionist, er war eher national gesinnt und Mitglied in der Vereinigung jüdischer Frontkämpfer. Aber nach dem Boykott der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933 sagte er: "So, jetzt wandern wir alle aus", und fuhr nach Berlin, um für seine Kinder die Ausbildung für Palästina zu besorgen.

Die Vorbereitung begann für Elieser in Uslar in der jüdischen Firma "Neugarten und Eichmann" mit einer Tischlerlehre. Nach der Abrisierung mußten die jüdischen Lehrlinge die Firma verlassen und Elieser ging nach Berlin, wo er in einer sog. Umschichtungsstelle seine Lehre fortsetzen konnte. Hier machte er teilweise auch Außenarbeit bei einer jüdischen Möbelfabrik als Polierer. Die dritte Station seiner Vorbereitung war Stuttgart in einem Haus der "Hechaluz" ("Pioniere"; Zionistische Jugendorganisation) und er arbeitete am Bau bei einem deutschen Unternehmer. 1938 wurde er mit allen (über 20) Jungen aus

dem Hechaluz-Haus von den Nazis verhaftet und nach Dachau ins KZ transportiert. Trotz der schlimmen Erlebnisse relativiert Elieser heute: "Das war nicht Dachau während des Krieges, das war Dachau vor dem Krieg, das war noch verhältnismäßig leicht." Auf Anforderung von seinem christlichen Arbeitgeber in Stuttgart kam er am 31. Dezember frei und konnte im Frühjahr 1939 auswandern.

Da er ein Arbeiter-Zertifikat erhalten hatte, war es ihm möglich, legal in Palästina einzureisen. Am 1. März 1939 verließen er und sein Bruder Walter, der ein Studenten-Zertifikat besaß, in Haifa das Schiff, zwei Wochen vor seinem Bruder Aki, der als letztes Mitglied der Familie Schleyer illegal auf zahlreichen Umwegen ankam. Elieser blieb einige Wochen in Tiberias, wo die Familie "zu der Zeit schon eine starke Vertretung" hatte: Die Eltern lebten dort, die Brüder Otto und Gershon und die Schwester mit ihrem Mann. Am 1. Juni verließ er die Familie und trat in den nur wenige Kilometer entfernten Kibbuz Ashdot Yaacov ein, in dem er noch heute lebt. "Ich wollte ausprobieren, wozu ich erzogen worden war, worauf ich mich vorbereitet hatte," so begründet er diesen Entschluß.

Das entbehrungsreiche Leben im Kibbuz während der Aufbaujahre glich dem anderer Einwanderer. Elieser arbeitete am Bau, in der Wäscherei, auf Außenarbeit in einem Elektrizitätswerk, je nach Notwendigkeit und Arbeitszuweisung durch den Kibbuz. Fünf Jahre lang war er Schafhirte und konnte dieser Tätigkeit nichts Romantisches abgewinnen: "Eine furchtbar schwere Arbeit. Du mußt nicht nur hüten, sondern jeden Tag die Schafe mit der Hand melken." Es dauerte lange, bis er in die Tischlerei kam, in seinen erlernten Beruf. Dort arbeitet er heute (1991) noch mit 72 Jahren, jeden Tag von 6 bis 12 Uhr.

Elieser war als Führer der Jugendalija einige Jahre zuständig für die jugendlichen Einwanderergruppen, die jeweils für ein Jahr Vorbereitungszeit in den Kibbuz Ashdot Yaacov kamen, bevor sie in andere Kibbuzim verteilt wurden. Er hatte zahlreiche Ämter inne und war für eineinhalb Jahre auch in das Amt des Kibbuzsekretärs gewählt worden.

Der Kibbuz ist seine Heimat; für ihn gibt es dazu keine Alternative.

"Daß mein Bruder Otto zionistisch war und das auch ausgeführt hat, das hat die Familie gerettet."

Elieser Schleyer

Aki Schleyer

Den Weg zum Kibbuz Ashdot Yaacov Me'uchad hat uns Elieser am Telefon sehr präzise beschrieben. Wir brauchen die Karte nicht, genießen den überwältigenden Eindruck des in der Nachmittagssonne glänzenden "Yam Kinneret" (See Genezareth), zu dem sich die Straße in großen Schleifen hinunterschwingt, auf 212 Meter unter dem Meeresspiegel. Hermine und ich sind durchgeschwitzt von der Fahrt im unklimatisierten Mietwagen, aber trotz der fortgeschrittenen Tageszeit verstärkt sich die Hitze am See noch. "Nur" 38 Grad, so erfahren wir später, und eigentlich ganz ungewöhnlich niedrig: "Sonst sind es so an 42 oder 43 Grad in dieser Jahreszeit".

Noch wissen wir nichts von unserem Glück, fahren erst einmal an der Zufahrt in den Kibbuz vorbei und finden dann schließlich den vereinbarten Treffpunkt, von dem Elieser uns abholen will. Im Kibbuz ist Fahrverbot für Autos. Na, also, alles gut gegangen. Aussteigen, strecken, warten, den ersten Eindruck auf sich wirken lassen. Hermine greift sofort zu ihrer Fototasche: "Ist das schön hier". Dies ist keine Siedlung, sondern eine Parklandschaft mit Gebäuden. Gewaltige Dattelpalmen, blühende Sträucher, Baumgruppen, großzügig in weiten Rasenflächen verteilt: das alles wirkt ungemein harmonisch. Kurze Zeit später, als Elieser und seine Frau uns durch den Kibbuz führen, erzählt er, daß eines der Gründungsmitglieder ein international bekannter Gartenarchitekt war. Nach dem Abendbrot im Eßsaal zeigen uns beide die Attraktion der Anlage, das Schwimmbad, auf das sie mit Recht stolz sind. Deshalb also sollten wir unsere Badesachen mitnehmen! Die kurze Dämmerung ist inzwischen längst der Dunkelheit gewichen. Unsere Gastgeber sind schon nach Hause vorausgegangen. Wir haben Zeit vor der "Interviewarbeit" für ein paar Dutzend Schwimmzüge im Mondschein unter Palmwedeln. Traumhaft! Ob dieser Traum bei den Einwanderern vor über fünfzig Jahren hier an dieser Stelle wohl vorgekommen ist?

Zum geplanten Gespräch ist der ältere Bruder Aki (als Fritz Schleyer



Elieser Schleyer, 1991

1917 in Berlin geboren) inzwischen eingetroffen. Er lebt in Migdal, am Westufer des Sees, keine 20 km entfernt. Gemeinsam gehen wir die Erinnerungsarbeit an.

“Meine Eltern wohnten in Bösingfeld. Mein Vater war Arzt da. Er hatte sich 1902 in Alverdissen niedergelassen, aber dann mußte er nach Bösingfeld übersiedeln, weil in Alverdissen keine Apotheke war. Mein Vater war ein beliebter Landarzt und er hat seine Praxis bis 1937 dort geleitet. Dann mußte er sie wegen der Nazis aufgeben und ist nach Palästina ausgewandert.”

Elieser erzählt. Er ist der Jüngste der sieben Kinder und heute der Chronist und Archivar unter den Geschwistern. Er hat die Familiengeschichte schon niedergeschrieben und steht im Laufe dieses sehr langen Abends immer wieder auf, um Dokumente, ein Fotoalbum oder eine Schachtel mit Bildern zu holen. Er läßt in seiner nüchternen und klaren Erzählweise Situationen und Ereignisse, die Menschen vor allem, die ihn begleitet haben, aus der Vergangenheit vor uns erstehen.

Wie kam es zur Auswanderung? Wann wurde die Entscheidung getroffen?

Otto, der älteste Bruder, Zionist schon als Schüler in Detmold, war der Initiator für die Auswanderung der Familie.

“Als die Nazis die Regierung übernommen haben, hat er geheiratet und hat gesagt, ‘Wir gehen nach Palästina’. 1933 im Sommer war er mit seiner Frau schon in Palästina. Er ist nach Tiberias gegangen wegen der warmen Quellen. Und das hatte seinen Grund: er war Badearzt in Bad Bramstedt bei Hamburg und er konnte die Rheuma-

behandlungen, die er dort gemacht hat, hier fortführen. Er hatte gleich eine gute Praxis. Die Arbeiterkrankenkasse spielte eine große Rolle und außer Privatarzt war er auch Arzt in der Arbeiterkrankenkasse.“ Die frühe Hinwendung des Bruders zum Zionismus hatte eine Wurzel in der antijüdischen Haltung der Bevölkerung, die sich schon 1921 in offenen Belästigungen, auch den Kindern gegenüber, äußerte und zunehmend stärker wurde.

Beide Brüder erinnern sich noch lebhaft an den Antisemitismus der Weimarer Zeit in Lippe. Im Gespräch werden viele Erinnerungen wieder wach, hauptsächlich aus der Schülerzeit der Geschwister. Elieser sucht jetzt häufiger nach Worten und fragt bei Aki in Hebräisch nach. Ein Erlebnis hat ihn besonders verletzt: “Im Jahre 1931 machte unsere Klasse aus Rinteln einen Schulausflug zum Hermannsdenkmal und im Lokal aßen wir, tranken wir, jeder hatte sich sein Butterbrot mitgebracht und die Kellner fingen an, uns zu belästigen. Sie fragten, habt ihr auch jüdische Schüler bei euch? Ja, hier, der hier ist Jude. Da haben sie mir eine Karte gegeben, eine Fahrkarte, ‘nach Palästina und nicht zurück’. Das waren die Detmolder Helden! Ihr müßt entschuldigen, wenn ich das etwas scharf sage, aber das war sehr schlimm für mich damals. Ich war ja erst elf oder 12 Jahre alt.”

Ich frage noch einmal nach den Umständen der Einwanderung in Palästina:

Der Vater war alles andere als Zionist, eher national gesinnt und Mitglied sowohl im Zentralverein der Juden in Deutschland wie auch in der Vereinigung Jüdischer Frontkämpfer. Trotz dieser Einstellung hatte Otto ihm bei einem Familientreffen seine zionistische Überzeugung vermitteln können. Elieser:

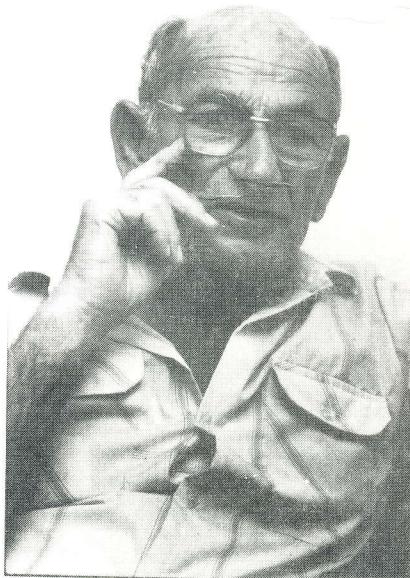
“Als die Nazis kamen, hat er gewußt, er muß seine Kinder vorbereiten für die Auswanderung. Aki hat er nach Ahlem geschickt. Ich ging nach Uslar zu ‘Neugarten und Eichmann’ in eine Tischlerlehre. Ruwen ging auf das jüdische, landwirtschaftliche Gut Winkel bei Berlin, mein Jerusalemer Bruder hat das Physikum gemacht und dann das Studium aufgegeben. Er ist hier im Lande Musiker geworden, in Deutschland war er schon im Kulturbund-Orchester.”

Die Schwester hatte keine berufliche Vorbereitung, erfahren wir, sic

war als Touristin 1937 mit ihrem Mann aus Deutschland ausgereist. "Auf der Hochzeitsreise", wirft Aki ein und Elisier weiter: "1938 sind sie endgültig hier eingewandert und haben einen landwirtschaftlichen Betrieb aufgenommen in Migdal bei Tiberias. Mein Bruder Gershon wurde nach Libau, Lettland, geschickt, um Schlosserei zu lernen. Der verstorbene Bruder Ruwen, er hieß in Deutschland Reinhard, und Aki kamen illegal 1939 nach Palästina. Der Bruder aus Jerusalem, Walter, ist zusammen mit mir auf demselben Schiff 1939 legal eingewandert. - Daß mein Bruder Otto zionistisch organisiert war und das auch ausgeführt hat, das hat die Familie gerettet, das muß man in Wahrheit sagen."

Wie war Eliesers Weg von Uslar nach Palästina?

"Die Tischlerlehre in Uslar war nicht das einzige. Als die Nazis den Betrieb arisiert haben, mußten die jüdischen Schüler raus, und dann bin ich nach Berlin auf eine sogenannte Umschichtungsstelle gegangen und habe dort weiter Tischlerei gelernt. Ich habe teilweise sogar Außenarbeit gemacht, das heißt, in einer jüdischen Möbelfabrik, Lämmle, habe ich gearbeitet als Polierer. Die dritte Vorbereitung war in Stuttgart, in einem sogenannten Hechaluz-Haus, das Haus von den Pionieren, und habe am Bau gearbeitet. Walter, der Jerusalemer, und ich sind zusammen gekommen, wie ich schon sagte. Er hat ein Studienzertifikat bekommen, um sein Studium hier weiterzuführen. Aber er hat's nicht gemacht, er ist Musiker geblieben. Das Flötespielen hat er bei Schwabedissen, beim Gastwirt Schwabedissen in Bösingfeld gelernt."



Aki Schleyer, 1991

Aki lacht über diese Anekdoten. Wie hat er sich vorbereitet auf die Einwanderung?

“Ich war in der landwirtschaftlichen Schule Ahlem bei Hannover. Das war eine jüdische Schule, die hat schon bestanden vom Anfang des Jahrhunderts, und da waren teilweise sogenannte Umschichtler, die schon Berufe hatten, die haben sich auf Landwirtschaft umgeschult, und teilweise waren es Lehrlinge im Jahrgang von drei Jahren. Die Nazis haben die Ausbildung schon nicht mehr anerkannt, die haben das zwar erlaubt und zugelassen, aber die haben keine staatlichen Prüfungen mehr gemacht. Prüfungen waren zwar, aber halbstaatlich. Nachdem ich die drei Jahre dort zu Ende gelernt habe und die Abschlußprüfung gemacht habe, bin ich nach Nürnberg gekommen, um dort ein Pionier-Haus zu leiten.”

Die nächste Station war Leipzig für ein weiteres Jahr, wo er in einer Gärtnerei arbeitete:

“Das wichtigste war, daß wir uns immer mit der zionistischen Jugendbewegung beschäftigt haben, die hieß ‘Habonim’, das heißt die ‘Aufbauer’. Wir waren die Gruppenleiter, sowohl in Nürnberg, als auch in Leipzig. Neben der Arbeit, am Nachmittag und abends hat man sich dann mit den Jungen beschäftigt. Die ‘Kristallnacht’ haben wir dort überlebt. Von unseren Leuten haben sie, glaub’ ich, keinen gefaßt, weil wir uns verteilt hatten.”

Haben sich die beiden Brüder gezielt für den Einsatz im Kibbuz vorbereitet?

“Vorbereitet ja”, bestätigen beide. “Aber die Vorbereitung war ja unterschiedlich. Es gab unterschiedliche Jugendgruppen.” Die Rede kommt auf Karla Timna, die in Ahlem im gleichen Jahrgang wie Aki in der Ausbildung war. Hermine erzählt von den Begegnungen mit ihr in Maayan Zwi und beide hören sehr interessiert zu. Aki hat Karla Timna in all den Jahren in Israel nur einmal gesehen.

Ich erinnere an unser begonnenes Thema, die Unterschiede in der

zionistischen Jugendbewegung:

“Karla zum Beispiel gehörte ja zur Jüdischen Pfadfindergruppe, oder zum Makkabi Hazair. Wir waren verbunden mit der Hechaluz, mit der sozialistischen Jugend von der Histadrut, also der Gewerkschaftsjugend.” Elieser ergänzt: “Wir wollten in den Kibbuz, aber die Vorbereitung passierte in der Anleitung des Kibbuzes. Aki und Ruwen waren auch im Kibbuz, aber die haben ihn verlassen später. Ich hab ihn nicht verlassen und wollte ihn nicht verlassen, weil ich aus ideologischen Gründen reingegangen bin.”

War die Entscheidung für den Kibbuz Meuchad schon vorher gefallen?

“Der Hechaluz war vom Meuchad aufgebaut und geleitet worden. Da waren sogenannte Schlichim, die kamen von hier, von Israel, um die Gruppen und die Bewegung zu leiten. Der Habonim war die Jugendbewegung und der Hechaluz hat die Leute auf die Vorbereitung geschickt, auf Hachschara,” berichtet Elieser. “In Stuttgart lebten wir in einem Beth Chaluz, dem Haus der Pioniere. Wir waren ungefähr 20, 25 Leute und wir haben gearbeitet, wo Arbeit war. Ich habe am Bau gearbeitet, noch einer hat am Bau gearbeitet, die Mädchen haben den Haushalt geführt und die Jungens haben körperliche Arbeit gemacht.”

Elieser weiter: “Jetzt kommt ein interessanter Teil: Von Stuttgart, in der sogenannten Kristallnacht vom 9. zum 10. November 1938, kam ich nach Dachau. Alle Jungens aus dem Beth Chaluz wurden von der Polizei abgeholt, oder SS, oder SA, ich erinnere mich nicht mehr daran. Wir wurden mit einem starken Fußtritt in die ‘Grüne Minna’ reingeworfen und kamen nach ein oder zwei Nächten in Stuttgart nach Dachau. Das war, als schon fast die ganze Familie im Lande war. - Also das war nicht Dachau während des Krieges, das war Dachau vorm Krieg, das war verhältnismäßig noch leicht. Verhältnismäßig! Und wir Jungens waren stark. Aber wir haben auch gesehen, wie sie einen jüdischen Polizeioffizier aus Wien, wie sie ihn totgeschlagen haben. Der elektrische Stacheldraht mit Hochspannung. - Man kann das garnicht so erzählen. Beim Erzählen verkleinert sich das so, aber

es war grauenhaft.

Und dann, am 30. oder 31. Dezember, wurde ich befreit infolge einer Anforderung von meinem christlichen Arbeitgeber, einem Bauunternehmer in Stuttgart. Der ging zur SS-Leitung oder wohin, und sagte, ich muß den Mann haben, oder die und die Männer, die arbeiten bei mir. Da haben ihm die Beamten gesagt, nimm italienische Arbeiter. Nein, sagte er, mit italienischen Arbeitern kann ich nicht arbeiten, ich muß die haben, die sind bei mir eingearbeitet. Ich brauche die. Daraufhin hat man mich freigelassen. Und nachdem ich schon fünf Jahre auf Vorbereitung für Palästina war, da war ich der einzige von allen Hechaluzleuten, Pionierleuten, in diesem Haus, der ein sogenanntes Zertifikat bekommen hat, die Einreiseerlaubnis nach Palästina von den Engländern. Alle anderen aus diesem Pionierhaus, wurden, um sie aus Deutschland zu retten, zur weiteren Vorbereitung nach England geschickt. Von diesen Jungens, als der Krieg ausbrach, also nur ein paar Monate später, wurden welche von England evakuiert nach Australien oder nach Kanada. Als Deutsche. In England galten sie als Deutsche! Sie haben aber alle überlebt."

Und wie war die Ankunft in Palästina?

"Am 1. März 1939 sind mein Bruder Zev, also Walter, und ich legal eingewandert, ich mit einem Arbeiterzertifikat und Walter mit einem Studentenzertifikat. Ich erinnere mich noch ganz genau, wir kamen nach Haifa, das war am 28. Februar und in Haifa war Ausgangssperre. Weil da Unruhen waren zwischen Juden und Arabern konnten die Leute nicht vom Schiff runter, ist das Schiff nach Tel Aviv gefahren. Die Leute, die bis zum 28. Februar runter mußten, hat man da runter genommen und wir sind wieder zurück nach Haifa in derselben Nacht und am nächsten Tag morgens sind wir vom Schiff runtergekommen. Unten stand mein Bruder Otto, der Arzt, der empfing uns, und wir fuhren mit Autobussen nach Tiberias, das waren ganz alte Kisten. Die Fenster waren vergittert, damit man keine Steine reinwerfen konnte. Wir fuhren bis Nahalal, und von da nach Nazareth fuhren wir in einem Konvoi, durch die arabische Stadt Nazareth, unter Begleitung von jüdischen Hilfspolizisten, damit da nichts passieren konnte."

Jetzt fängt das israelische Kapitel an?

“Wir hatten schon starke Vertretung im Land: die Eltern in Tiberias, mein Bruder war Arzt in Tiberias, Gershon war Schlosser in Tiberias, meine Schwester und ihr Mann waren damals



Spaziergang im Kibbuz Ashdot Yaacov: (v.r.) Aki Schleyer, Elieser Schleyer und Frau, 1991

auch in Tiberias. Die gingen später nach Migdal. Ich war ein paar Wochen in Tiberias, habe als Tischler alle möglichen Arbeiten für die gemacht, und dann, ich glaube, am 1. Juni, ging ich in den Kibbuz Ashdot Yaacov, weil ich die Vorbereitung für einen Kibbuz hatte und wollte mal das ausführen, wozu ich erzogen worden bin, worauf ich mich vorbereitet hatte.”

Wie waren die Bedingungen im Kibbuz?

“Die waren nicht zu vergleichen mit den Bedingungen von heute. So ‘ne Wohnung ist fast Luxus, nicht zu vergleichen. Wir wohnten in Hütten, die man aus Matten gemacht hatte, oder in Zelten, oder in der Strohscheune, bis zum Regen. Als es Regen gab, wurden wir übergeführt in den unvollendeten Bau von dem großen Saal. Da schliefen wir zusammen mit 25, 30 Leuten im Saal. Nachher, nach den Zelten, gab es Baracken, nach den Baracken gab’s ne Wohnung. Man nannte das Zimmer. Das war auch nicht mehr als ein Zimmer, so ungefähr 25 Quadratmeter groß, so ungefähr wie heute die Einwanderer wohnen. Und als nächstes bekamen wir diese Wohnung, noch ohne Küche. Das war noch ein offener Balkon, den hat man nachher geschlossen und eine Küche daraus gemacht. Und, als letztes Stadium, haben wir

dieses Zimmer bekommen. Das war früher eine eigene Wohnung für eine Einzelperson. Da hat man eine Tür eingebaut, und das gehört jetzt zusammen.”

Wie sah die Arbeit aus?

“Ich habe alle möglichen Arbeiten gemacht. In der Tischlerei natürlich. Ich habe am Bau gearbeitet, in der Wäscherei - verschiedene Arbeiten.”

Aki wirft ein: “Mit den Schafen...”. Elieser weiter: “Ach ja! Und dann war ich fünf Jahre lang Schafshirt, sehr schwere Arbeit, furchtbar schwere Arbeit. Tags und nachts und morgens und abends: auf der einen Seite, aufs Feld zu gehen und auf der anderen Seite, sie zu melken, mit der Hand zu melken. Da gabs noch keine Maschinenmelkerei, wie's heute gibt.”

Und das Scheren auch?

“Das Scheren macht man an einem Tag im Jahr. Da kommen Fachleute daher, fünfzehn, zwanzig Leute, die machen die Schererei an einem Tage fertig.

Dann war ich anderthalb Jahre Sekretär vom Kibbuz, dann war ich der Leiter des Kulturrates, verantwortlich für alles Kulturelle, von außen, eigene, für das Lernen der Gruppen, Feierlichkeiten, alles was dazu gehörte. Heute arbeite ich wieder in der Tischlerei. Ich weiß nicht genau, wie lange. Zehn Jahre bin ich da sicher schon. Ich fühle mich gut, ich hab die Arbeit sehr gerne.”

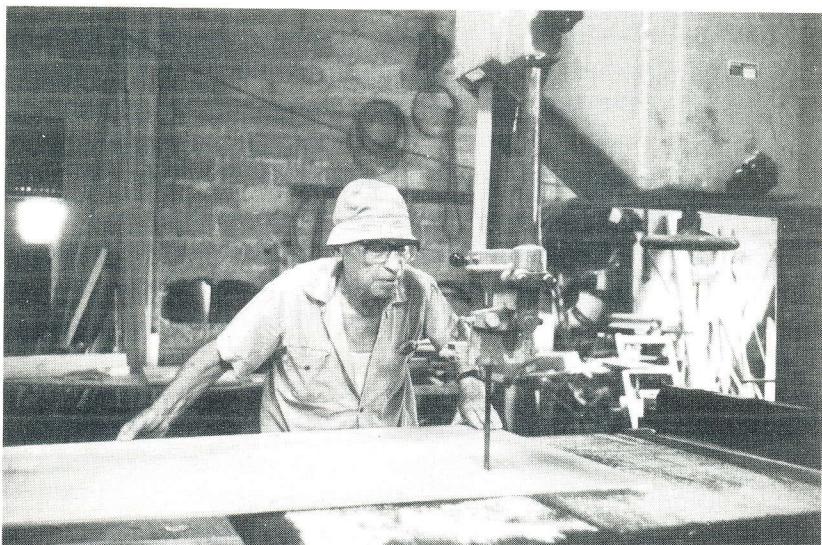
Aki: “Er ist schon über 65, nicht?” Elieser: “72”. Alle lachen. Aki: “Über 72! Ja, und er arbeitet immer noch! Ich arbeite nicht mehr, ich mach's mir bequem.” Elieser: “Ich arbeite momentan von sechs Uhr früh bis zwölf Uhr mittags.”

Aki: “Da ist noch eine Sache, das hat er vergessen. Er war auch paar Jahre lang für die Jugend” “Ah, ja!” Elieser erinnert sich wieder, unterbricht ihn, “Jugendalija-Leiter war ich. Wir hatten zwölf Gruppen im Laufe der Jahre - das ist wirklich ein eigenes Kapitel. Die ersten Jugendalija-Gruppen waren von der deutschen Jugend. Die

hatten Erleichterung bei der Einwanderung bis 16 oder 17 Jahre und die kamen in die Kibbuzim und wurden hier erzogen, geistig und körperlich. Das heißt, sie wurden unterrichtet, Sprache, Geschichte, zionistische Geschichte, das war meine Beschäftigung. Es gab viele andere Gruppen nach den deutschen, zuerst aber deutsche. Wir nannten das Alija bet, Alija gimel, dann kamen Italiener, nachher von Nordafrika, aus vielen Ländern."

Ich frage nochmal nach der Arbeitszuweisung: wurde die nach Ausbildung oder zunächst einmal nach Notwendigkeit vom Arbeitsanfall her vorgenommen?

"Richtig. Es hat lange gedauert, bis ich in die Tischlerei rein konnte. Ich arbeitete viel am Bau, aber viel in Arbeit, die irgendwie Berührungspunkte hatte. Die Betonarbeiten - alles wurde in Formen eingefüllt, die Formen mußte man aufbauen. Hier wurde alles in Beton gebaut, nicht in Backstein oder sowas. Dann arbeitete ich eine lange Zeit in Naharayim, das ist 3 oder 4 km von hier, das war das erste Elektrizitätswerk von Rufenberg. Der kam Anfang des Jahrhunderts



Elieser bei seiner Arbeit in der Kibbutz-Tischlerei, 1991

als Pionier ins Land und hat die Elektrizitätsversorgung aufgebaut, hat die Stauwerke gebaut.”

Aki kommt noch einmal auf die Jugendalija zurück und erläutert die Vorbereitung der Gruppen in Deutschland: “Die mußten einen Monat ins Vorbereitungslager. Wir älteren hatten die Aufgabe, diese Vorbereitung der Jugendlichen zu machen. Hier hat man die Gruppen wieder aufgeteilt vom Norden bis Süden. Sie wurden zusammengestellt für die Kibbuzim.”

Konnten die Jugendlichen ihren Aufenthaltsort wählen?

“Nein, sie wurden zugewiesen, wo Platz war. Ein Harod 1934, das war die erste deutsche Jugendalijagruppe. Mein Freund, den ich noch angeleitet habe in Ahlem, der kam mit der dritten Gruppe nach Ein Harod. Das war mehrere Jahre später. Es gab jedes Jahr nur eine Alijagruppe.”

Wie ist Aki rausgekommen? Wie ist sein Weg gewesen?

“Ich bin mit meinem Bruder damals illegal gekommen. Er kam aus Heilbronn, wo er seine letzte Vorbereitung gemacht hatte, und ich kam aus Leipzig. Das hat man ja beschlossen, wer fahren soll, wer nicht fahren soll. Da mußte man die Pässe einreichen, usw., und mir wollten sie kein Visum geben, weil ich noch in Deutschland bleiben und mit einer Gruppe nach England gehen sollte, und sie dort weiter leiten sollte. Ich sagte dann, nein ich bleibe nicht mehr, ich bin fünf Jahre auf Vorbereitung. Wenn ich jetzt nicht fahre, sehe ich meine Eltern und meine Geschwister nicht mehr.”

Wer wollte das verweigern?

“Die Organisation. Ich sollte als Leiter bleiben. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was 1939 los war, was sich da getan hat. Ich war in Leipzig, das letzte halbe Jahr nach der “Kristallnacht”, auf dem sogenannten Palästinaamt, da haben die Leute Kinder genommen, von jüdischen Familien, und haben sie in den Zug gesetzt nach Frankreich

mit ‘nem Zettel an irgendeine Adresse in Frankreich, nur damit sie rauskamen. Und teilweise haben die Franzosen sie durchgelassen, manche haben sie auch zurückgeschickt. Ja, so war die Situation. Und dann haben sie gesagt, ich soll noch einmal eine Gruppe übernehmen und mit der nach England fahren, aber dann habe ich nein gesagt, ich fahre nach Palästina.’

Wie ging es weiter?

“Damals haben die Nazis die Ausreise noch zugelassen. Wer ein Zertifikat hatte oder ein Visum für Amerika oder irgendwo, der durfte noch raus. Also damals hat man das so gemacht, man hat uns versorgt mit einem Visum nach Panama. Wir sind mit dem Zug über Nürnberg nach Wien gefahren und von Wien am andern Tag nach Suczak. Das ist der jugoslawische Hafen gegenüber von Triest. Dort hat man uns auf ein Schiff genommen, das ein bißchen schief gelegen hat, aber wir sind drauf mit 450 Leuten. Die Jugoslawen haben die Polizei hinge stellt, daß nur keiner wegläuft. Aber es haben sich noch Leute von Jugoslawien unter uns gemischt und sind mitgefahren. Wir sind, glaube ich, vier oder fünf Tage unterwegs gewesen, aber wir sind gut angekommen. Am 15. März in Herzliya, In der Nacht illegal. Keiner hat uns gesehen, und von der Hagana hat man uns geführt, zu Fuß in einen Kibbuz, und nach acht Tagen hat man uns aufgeteilt.”

Wohin ist Aki gekommen, in welchen Kibbuz?

“Ich kam nach Shfayim und bin acht Jahre da geblieben. Mein Bruder war mit dort. Da wurden Leute rekrutiert für das englische Militär, und wir hatten uns beide gemeldet, freiwillig. Da hat der Kibbuz beschlossen, er soll gehen. Man konnte da allein nichts machen, alles wurde beschlossen in der Versammlung. Ja, also er sollte gehen. Er war verheiratet und ich war nicht verheiratet. Der Kibbuz hat die Rechnung gemacht, wenn er geht, dann bleibt die Frau im Kibbuz, dann wird er zurückkommen. Und wenn ich gehe, vielleicht komm’ ich nicht zurück.”

Beide haben in der Vorbereitung begonnen, Hebräisch zu lernen. War

das ein Vorteil? Wie lange hat es gedauert, daß sie die Sprache erfaßt hatten, in Hebräisch gedacht haben?

“Im Kibbuz war man sehr strikt, will ich mal sagen,” erinnert sich Elieser, “deutsch war verpönt. Die Deutschen unter sich haben manchmal deutsch gesprochen, aber offiziell nicht.” Aki: “Wir sprechen noch ganz gut deutsch.”

War das auch in ihren Köpfen, “Nie mehr Deutsch”?

Elieser: “Ich war vollkommen einverstanden damit.”

“Die Leute wollten es uns leichter machen am Anfang,” erzählt Aki, “da haben sie mit uns jiddisch gesprochen. Die kamen aus Polen, Rußland, Lettland. Das war furchtbar für uns. Wir kannten das nicht. Wir haben jiddisch erst hier gelernt. Da sagten wir zu denen, was sprechst ihr für ein schlechtes Deutsch, sprechst hebräisch mit uns! Ich hab sie zwingen müssen, daß sie mit mir Ivrit sprechen.”

“Der Anfangsunterricht war bei Lehrer Katz in Bösingfeld. Erst im Religionsunterricht, aber dann auch als Sprachunterricht. Das hat schon geholfen. Hier spricht man das sephardische Hebräisch als Aussprache.” “Es hat ein paar Jahre gedauert, bis man alles fließend sprechen konnte und verstand. Ich (Aki spricht) war da nicht so fleißig, aber unser Bruder, der verstorbene, der war richtig perfekt in Ivrit, und in Englisch auch. Er war immer ein guter Schüler und sehr begabt. Er hat seiner Tochter später griechischen und lateinischen Unterricht gegeben.”

Wie hat Aki sich eingelebt? Wo hat er gearbeitet?

“Ich habe erst auf Außenarbeit gearbeitet, auf den Orangenplantagen in der Gegend. Jeden Morgen zu Fuß eine Stunde zur Arbeit und abends zurück. Wie es dann schon besser ging, dann gab es eine Kolonne mit zehn Mann und drei Eseln. Man hat sich abgewechselt und ist ein Stück geritten. Man ist in der Reihe gegangen, vorne ein jüdischer Hilfspolizist, in der Mitte einer und hinten einer. Das waren die Unruhen damals, 1939, zum Ende der Unruhen. Dann sollte der Garten im Kibbuz gemacht werden, die Gartenanlage, und sie sagten,

du bist doch Gärtner, du machst das verantwortlich. Aber ich kannte doch die Bedingungen im Lande noch nicht. Also bin ich in Herzliya zu einem Freund, der war Gartenarchitekt, in die Gärtnerei arbeiten gegangen. Und als das gemacht war, hieß es, jetzt brauchen wir dich im Weinberg. Aber ich versteh doch nichts davon! du wirst es schon lernen. Na, hab' ich auch gelernt und auch Erfolg gehabt. Und 1947, da haben wir beschlossen, aus dem Kibbuz zu gehen."

Also noch vor dem Befreiungskrieg. Was war denn der Grund?

"Im Befreiungskrieg waren wir schon in Migdal. Ja, der Grund war, ich hatte das Gefühl, daß da zwar ein großes Schild steht 'Gerechtigkeit und Gleichheit', aber ich hatte auch das Gefühl, daß es damit nicht so ganz stimmt. Es gibt welche, die mehr haben und die, die weniger haben. Aber auch so andere Sachen, die mir nicht gefallen haben. Ich erinnere mich noch an eine Sache: Ich war doch verantwortlich für den Weinberg. Und ich hab' alle möglichen Sachen neu eingeführt, neue Maschinen, neue Bearbeitung, neue Bewässerung, und der Weinberg ist von 300 kg pro Dunam* auf 1200 kg pro Dunam gekommen, ja, weil ich mich bemüht habe, alles zu lernen. Aber wenn ich verlangt habe, soundsoviel Arbeiter zur Hilfe, dann hat man mir immer nur die Hälfte gegeben. Der andere, der die Orangenplantage bearbeitet hat, wenn der sagte, ja ich brauche soundsoviele und diese und jene, ich will das und das machen, dem hat man immer die Leute geschickt, weil er verstanden hat, die Sachen zu drehen. Jedenfalls gab's auch noch andere Gründe."

(* 1 Dunam = 1000 qm)

Und wie ging es in Migdal weiter?

"Erst hab' ich als Gärtner gearbeitet. Dann kam der Krieg und wir konnten da unten nicht alleine bleiben, da hat man uns geholt in die Siedlungen, in die Moshawa, und dort habe ich als landwirtschaftlicher Arbeiter gearbeitet bis zur Rückkehr. Und nachher hat man mich genommen als Wassermaschinist. Mußte ich auch erst neu lernen. Danach war ich verantwortlich für die landwirtschaftliche Kooperative, für Wasserverteilung, Einkauf, Vermarktung, Saatgut, Viehfutter

usw. Von ungefähr 1955 an bin ich gewählt worden als Mitglied des Gemeindevorstandes. Mein Schwager, der Lemgoer, Heinz Hochfeld, war Bürgermeister, zwölf Jahre lang, von 1950 bis 1962. Dann konnte er nicht mehr weiter machen, weil er herzleidend war. Dann haben sie mich gewählt und ich war auch 12 Jahre Bürgermeister. Gleichzeitig habe ich aber auch in der landwirtschaftlichen Kooperative gearbeitet, also ich war nur zu einem Drittel Bürgermeister, sagen wir mal, von der Arbeitszeit. Die Verantwortung war ganz. Wir haben damals in der Kooperative 30 neue Farmen aufgebaut, neue Böden gesucht, die Entsteinung der Böden gemacht, das Wasserwerk vergrößert, usw. Damit die Kooperative in dieser Zeit nicht die Belastung hat, wurde die Bezahlung für mich von der Jewish Agency übernommen.

1974, da war ich dann soweit, daß ich nicht mehr weitermachen wollte in der landwirtschaftlichen Kooperative, weil ich gesehen habe, ich komme nicht mehr mit meinen Gedanken, mit meinen Vorstellungen von der Leitung der Kooperative durch. Ich habe mich dann abgesetzt davon und hab' mir einen Platz gesucht, wo ich mit sehr, sehr zufrieden war, hier am See. Da ist ein großes Packhaus für Zitrusfrüchte, usw. Dort hab ich zehn Jahre als Abteilungsleiter gearbeitet und war sehr, sehr zufrieden. Und jetzt bin ich in Pension..."

... und auch zufrieden, wie man sieht. Oder ist es langweilig?

"Nein, gar nicht. Ich hatte ja noch eine eigene Wirtschaft die ganze Zeit über, 40 Dunam....."

Aki erzählt von den Bedingungen seiner Wirtschaft, die er inzwischen aufgegeben hat. Seinen Garten beim Haus hat er noch mit Mango, Datteln. Wir verabreden gerade eine Rundfahrt um den See und nach Migdal, als Elieser ganz unvermittelt dazwischen wieder zu sprechen beginnt:

"Wenn ich an Detmold denke und von Detmold höre, kann ich nicht anders, als in Erinnerung zu bringen, was für einen Mörder sie dort hatten, den Jürgen Strop. Es geht mir nicht aus dem Kopf raus. Ich

habe ein Buch gelesen, da gibt er ein sogenanntes.... äh, einen Bericht an einen Mitgefängenen im Gefängnis in Polen. Es ist ganz, ganz.... (sucht nach Worten), ich kann es gar nicht.... Er hat doch den Aufstand der Juden im Ghetto Warschau niedergeschlagen. Es geht mir nicht aus dem Kopf. (Nach einer kleinen Pause zu Aki:) Ist womöglich noch mit deinem Bruder aufs Gymnasium gegangen!"
Aki: "Kann sein".

Hermine lacht: "Mit 'deinem' Bruder?"

Die für uns bedrückende Situation entspannt sich wieder. Beide Brüder reden jetzt gleichzeitig. Noch einmal stehen die dreißiger Jahre vor uns. Elieser leidet unter der Erinnerung an die Personen in Detmold, Bösingfeld, Rinteln, die er kannte und die später Nazis geworden sind. Wieder springt er auf, sucht nebenan in seinen Unterlagen nach alten Fotos.

Es geht ihm nicht aus dem Kopf.

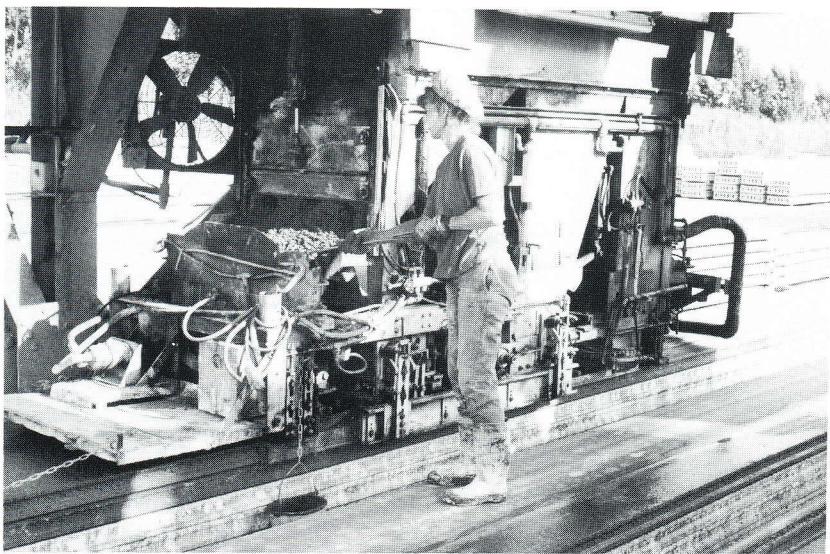
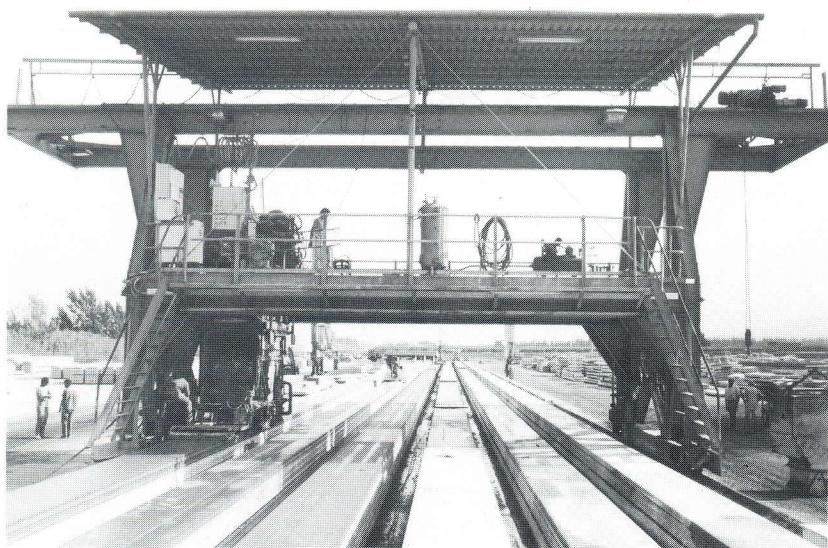


Aki Schleyer (l.), 1917 in Bösingfeld geboren
Eingewandert 1939; lebt in Migdal
Elieser Schleyer (r.), 1919 in Bösingfeld geboren
1938 Dachau
Seit 1939 im Kibbuz Ashdot Yaacov me'uchad

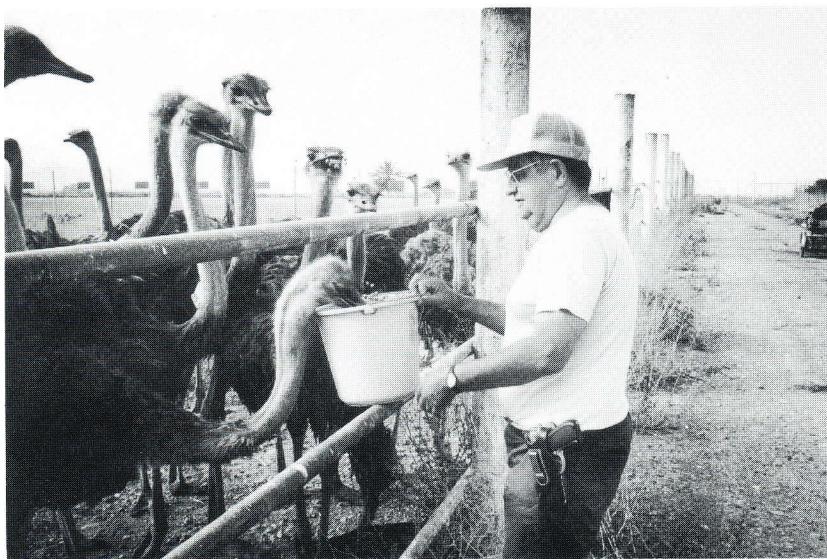
A 2



Wohnhäuser im Kibbuz Ashdot Yaacov.
Wegen der Nähe der Grenze gibt es zahlreiche Schutzbunker.



Betonplattenproduktion



Straußenzucht

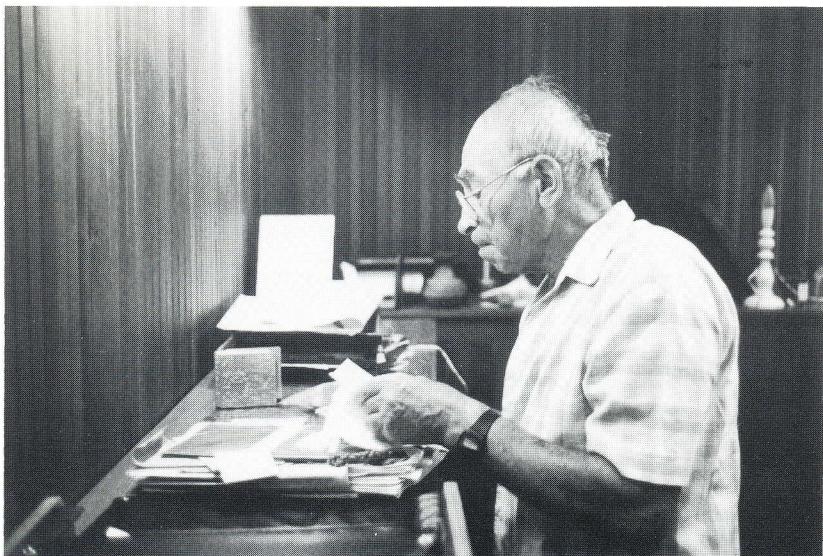
Der Mann, der die Vögel füttert, trägt wegen der Grenznähe der Weide einen Revolver.



Dattelpalmlantage



Elieser erklärt an seinem Arbeitsplatz, der Tischlerei, einem neu eingewanderten Kibbuznik aus der GUS den Arbeitsablauf.



Im Archiv des Kibbuz werden Informationen über alle Mitglieder Ashdot Yaacovs gesammelt. Nach Feierabend sucht Elieser Material für seine Chronik der Familie Schleyer.

Literaturhinweis:

- "Das sind ja ur-, uralte Gesetze ..." Aus den Berichten einer liberalen Jüdin in Israel, o.V., in: Frauengeschichtsgruppe des Stadtarchivs Ottensen, Aufgeweckt. Frauenalltag in vier Jahrhunderten. Ein Lesebuch, Hamburg 1988
- Erel, Shlomo: Neue Wurzeln. 50 Jahre Immigration deutschsprachiger Juden in Israel, Tel Aviv/Gerlingen 1983
- Fölling, Werner/Melzer, Wolfgang: Gelebte Jugendträume. Jugendbewegung und Kibbutz, Witzenhausen 1989
- Fölling-Albers, Maria: Erziehung und Frauenfrage im Kibbutz, in: Melzer Wolfgang/Neubauer, Georg (Hrsg.): Der Kibbutz als Utopie, Weinheim/Basel 1988
- Fölling-Albers, Maria: Kollektive Kleinkind- und Vorschulerziehung im Kibbutz, Paderborn und München 1977
- Godenschweger, Walter B./Vilmar Fritz: Die rettende Kraft der Utopie. Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea, Frankfurt (Main) 1990
- Goldberg, Susanne: "Die hatten alle das eine Ziel, tatsächlich Palästina aufzubauen", in: Aufgeweckt. Frauenalltag in vier Jahrhunderten. Ein Lesebuch, Hamburg 1988
- Hinnenberg, Ulla/Hirsch, Erika: "Viel Töchter halten sich tugendsam." Jüdische Frauen aus Altona in vier Jahrhunderten, in: Aufgeweckt. Frauenalltag in vier Jahrhunderten. Ein Lesebuch, Hamburg 1988
- Israel, Taschenatlas und Handbuch, Jerusalem 1964
- Juden in Lemgo und Lippe. Kleinstadtleben zwischen Emanzipation und Deportation; Forum Lemgo, Schriften zur Stadtgeschichte, Heft 3, Bielefeld 1988
- Kaplan Marion: Der Alltag jüdischer Frauen im NS-Deutschland, in: Journal für Geschichte 1/86, S. 51 - 58
- Kaplan Marion: Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904 - 1938, Hamburg 1981, (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 7)
- Landau, Jakob M. (Hrsg.): Israel, Reihe Kultur der Nationen, Bd. 13, Nürnberg o.J.

- Lixl-Purcell, Andreas (Hrsg): Erinnerungen deutsch-jüdischer Frauen 1900 - 1990, Leipzig 1992
- Madar Gabi/Seeligmann, Chaim: Kibbuz. Ein Überblick, Yad Tabenkin 1992
- Melzer, Wolfgang/Fölling Werner: Biographien jüdischer Palästina-Pioniere aus Deutschland. Über den Zusammenhang von Jugend- und Kibbutzbewegung. Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen Nr. 3241 / Fachgruppe Geisteswissenschaften, herausgegeben vom Minister für Wissenschaft und Forschung, 1989
- Meynert, Joachim: "Das hat mir sehr weh getan!" Jüdische Jugend in Ostwestfalen-Lippe. Streiflichter 1933 - 1939, in: Frankemölle, Hubert (Hrsg.), Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in Ostwestfalen-Lippe, Bielefeld 1990, S. 54 - 71
- Minninger, Monika: Frau in einer bürgerlichen Minderheit - Bielefelder Jüdinnen, ca. 1850 - 1933, in: Brehmer, Ilse/ Jacobi-Dittrich, Juliane, (Hrsg.): Frauenalltag in Bielefeld, Bielefeld 1986
- Müller, Wolfgang: Moritz Rülf - Ein jüdischer Lehrer in schwerer Zeit, in: Frankemölle, Hubert (Hrsg.): Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in Ostwestfalen-Lippe, Bielefeld 1990, S. 26 - 53
- Richarz, Monika (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918 - 1945, Stuttgart, 1982
- Volksploetz, Auszug aus der Geschichte, Schul- und Volksausgabe, dritte Auflage, Freiburg/Würzburg 1979

Fotonachweis:

Die historischen Fotos sind Privatbesitz, die Fotos von 1991 von Hermine Oberück.

Zu den Projektmitarbeiter/innen:

Hermine Oberück,

1951 in Duisburg geboren, 1971-1976 Studium der Erziehungs- und Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum, Diplom Sozialwissenschaftlerin; 1976-1980 Gymnasiallehrerin in Bad Oeynhausen und Gelsenkirchen, Ausscheiden aus dem Schuldienst auf eigenen Wunsch; 1980-1988 Studium Fotodesign an der FH Bielefeld Diplom Fotodesignerin, seit 1981 freiberufliche Fotojournalistin, arbeitet in der Bundesrepublik vorwiegend für Wochenzeitungen wie 'Der Spiegel', 'die Zeit', 'Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt', 'die Tageszeitung' und andere.

Beteiligung an Buchpublikationen im In- und Ausland, u.a.:

Alltag 2 und 3, 1980 und 1983; Gefühl und Schärfe, 1982; Wir - Fotografen sehen die Bundesrepublik, 1984; Industriearchitektur in Bielefeld, 1986; Minister Stein - Dortmunds letzte Zeche, 1988; Der Steinerne Prometheus, 1989; Aperture: Between Past and Future. New German Photography, 1991; Deutschland ungleich Vaterland, 1992; lebt und arbeitet in Bielefeld.

Ingrid Schäfer

geboren 1940 in Frankfurt/Main-Höchst, Studium der Geschichte und Soziologie in Bielefeld, tätig als freie Historikerin für Technik- und Frauengeschichte. Diverse Buchveröffentlichungen und Fachaufsätze in ihren Forschungsschwerpunkten Holz- und Waldgeschichte, sowie Frauenarbeit im 20. Jahrhundert. Lebt und arbeitet in Detmold.

Karola Scharfenberg,

geboren 1950 in Heidenoldendorf, Verwaltungslehre, Tätigkeit bei der Stadt Detmold seit 1973 und Mitarbeit im 'Frauengeschichtsladen Lippe e.V.'

Karl Heinz Schäfer

geboren 1937 in Hofheim/Taunus, Studium der Germanistik, Theater- und Zeitungswissenschaft in Frankfurt und München, seit 1964 hauptberuflich in der Erwachsenenbildung tätig. Leiter der Volks hochschule Detmold seit 1972.